

Beiträge zur musikwissenschaftlichen Genderforschung

Editorial

–1–

"Musikwissenschaft: eine verspätete Disziplin" – diese Formulierung von Anselm Gerhard¹ ist zum geflügelten Wort geworden. Verspätet war nicht nur die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, die Gerhard in erster Linie im Blick hat; auch die Rezeption innovativer Denk- und Forschungsansätze geschieht, so die vorherrschende Meinung der kritischen Fachvertreter, in der Musikwissenschaft oft erst dann, wenn sie in anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen bereits wieder auf dem Rückzug sind. Ob dies nur ein Nachteil ist oder ob man einer abwartenden, gegenüber wissenschaftlichen Moden grundsätzlich skeptischen Haltung auch Vorzüge abgewinnt, soll hier nicht entschieden werden. Für die musikwissenschaftliche Frauen- bzw. Genderforschung jedenfalls gilt, dass sie in der Musikwissenschaft, wenn nicht verspätet, dann doch erst spät akzeptiert wurde. Von den mittlerweile vier Musikwissenschafts-Professuren mit speziellem Profil in diesem Bereich ist keine älter als zehn Jahre. Die Gesellschaft für Musikforschung – Dachverband und Sprachrohr der deutschsprachigen Musikwissenschaft – veranstaltete im Jahre 2004 erstmals bei einem ihrer Internationalen Kongresse Kolloquien zu Gender-Themen. Und wohlmeinende Doktorväter oder -mütter, die von Dissertationsthemen aus diesem Bereich abrieten ("Wenn Sie erst Karriere gemacht haben, können Sie machen, was Sie wollen..."), gehören wohl ebenfalls der Vergangenheit an. Inzwischen gilt es nicht mehr als Laufbahn schädigend, mit einer Arbeit zur Genderforschung zu promovieren. Wenn sich NachwuchswissenschaftlerInnen nun allerdings belehren lassen müssen: "Gender ist out!" – wie es einer jungen Kollegin kürzlich geschah –, dann stellt sich die Frage, ob hier nicht einfach altbackene Ressentiments in modischem Gewand daherkommen.

¹ *Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin? Die akademische Musikforschung zwischen Fortschrittsglauben und Modernitätsverweigerung*, hrsg. von Anselm Gerhard, Stuttgart u. a. 2000

Davon, dass 'Gender' je 'in' gewesen wäre, kann jedenfalls nicht die Rede sein. Die Forschung – ob zu Komponistinnen und ihren Werken, zu geschlechtsspezifisch definierten Handlungsfeldern in der Musikkultur oder zu Geschlechterrollen in der Oper – spielt nach wie vor quantitativ keine bedeutende Rolle, wie ein Vergleich der Bibliographien zu Fanny Hensel – der derzeit wohl besterforschten Komponistin der Musikgeschichte – mit denen zu ihrem Bruder Felix Mendelssohn Bartholdy erweist. Noch geringer ist die Resonanz, die diese Forschung in den neueren Entwürfen der Musikgeschichte erhält: Kaum eine der aktuellen Gesamtdarstellungen, von der Neuauflage des 'Wörner'² bis zu Taruskis ambitionierter *History of Western Music*³, lässt erkennen, dass die Autoren oder Herausgeber Arbeiten aus der Genderforschung in nennenswertem Umfang zur Kenntnis genommen hätten. Ein deutliches Symptom ist die Arbeit des wissenschaftlichen Nachwuchses. 'Gender', sei es nun 'out' oder 'in', wird von DoktorandInnen noch immer weitgehend gemieden, auch ohne dass die Doktoreltern extra abraten müssen. Und während sich normalerweise Ausschreibungen von Stipendien und Nachwuchsstellen vor Bewerbern kaum retten können, klagen LeiterInnen von speziellen Förderprogrammen darüber, dass sie kaum qualitätsvolle Bewerbungen aus der musikwissenschaftlichen Genderforschung erhalten.

Es gibt also nach wie vor gute Gründe, die Genderforschung anzuregen und insbesondere junge WissenschaftlerInnen zu ermutigen, in diesem Bereich zu arbeiten. Beides gehört zu den Zielen der 1994 gegründeten Fachgruppe Frauen- und Genderforschung der Gesellschaft für Musikforschung, die bei ihren bislang sechs Tagungen NachwuchswissenschaftlerInnen stets ein besonderes Podium für ihre Arbeitsergebnisse bot. So auch beim Internationalen Symposium "Louise Farrenc und die Klassik-Rezeption in Frankreich", das im Mai 2004 im Sophie Drinker Institut Bremen stattfand und das sich im Hauptprogramm mit der Arbeit der Komponistin unter werkanalytischen, quellen- und editionskundlichen, sozial- und repertoiregeschichtlichen Aspekten befasste. Im Rahmen eines freien Nachwuchspanels wurden insgesamt acht freie Vorträge zu den unterschiedlichsten Themen präsentiert – von der Barockoper bis zu Eva Schorr, vom musikalischen Salon bis zu musikalischen Lernwegen von Lehramt-Studierenden.

2 Karl H. Wörner, *Geschichte der Musik. Ein Studien- und Nachschlagebuch*. 8. Auflage, neu bearbeitet von Wolfgang Gratzner u. a., hrsg. von Lenz Meierott, Göttingen 1993

3 Richard Taruskin, *The Oxford History of Western Music*. 6 Bände, New York/Oxford 2004

Die Ergebnisse der Farrenc-Tagung werden in einem Tagungsbericht voraussichtlich im Jahr 2006 publiziert.⁴ In diesem Band wären die freien Beiträge freilich schlecht platziert – niemand würde sie dort suchen. Als geeignetes Forum der Präsentation erwies sich die Frankfurter Zeitschrift für Musikwissenschaft, die den großen Vorzug bietet, Arbeitsergebnisse schneller als jede Print-Publikation zu veröffentlichen und der wissenschaftlichen Diskussion zur Verfügung zu stellen. Den Herausgebern der FZMW sei hiermit herzlich gedankt für die Bereitschaft zur Veröffentlichung und für das sorgfältige Lektorat.

Publiziert werden hier zunächst zwei Beiträge zur Musikgeschichte. Dorothea Gail befasst sich mit Genderkonnotationen in Musik und Texten von Charles Ives, dessen Musikauffassung nicht nur aus der biographischen Situation heraus gedeutet, sondern auch in den Kontext der Geschlechterdebatte im beginnenden 20. Jahrhundert gestellt wird. Am Beispiel von Johannes Brahms' 3. Sinfonie setzt sich Marion Gerards mit der Problematik einer genderzentrierten Interpretation absoluter Musik auseinander und steuert damit einen Beitrag zu einer vor allem von den Arbeiten Susan McClarys geprägten Diskussion bei. Es schließen sich zwei Arbeiten aus dem Bereich der Musiksoziologie an. Anja Herold wirft die Frage auf, inwiefern Methoden der qualitativen Sozialforschung geeignet sind, Geschlechterdifferenzen in der musikalischen Praxis zu erklären und wie insbesondere der Gefahr zu begegnen ist, dass bereits durch die Fragestellungen ein essentialistisches Geschlechtermodell fortgeschrieben wird. Dagegen erforscht Ilka Siedenburg geschlechtstypische Lernwege von Lehramtsstudierenden, um den konkreten Wirkungszusammenhängen auf die Spur zu kommen, die dafür verantwortlich sind, dass – trotz besserer Ausgangsbedingungen – weibliche Studierende durchschnittlich mit geringerem Erfolg Musik studieren als ihre männlichen Kommilitonen. Alle vier Beiträge entstanden im Rahmen der Vorbereitung von Dissertationsprojekten der Autorinnen.

Detmold, im Oktober 2005

Rebecca Grotjahn

⁴ *Louise Farrenc und die Klassik-Rezeption in Frankreich*. Bericht über das Symposium Bremen 2004, hrsg. von Rebecca Grotjahn und Christin Heitmann, Oldenburg: BIS-Verlag [im Druck].